

ACHIM ENGELBERG, STEFFEN MENSCHING

»ICH DACHTE, ICH HÄTTE VERGANGENHEIT
REKONSTRUIERT, ABER ICH HABE ZUKUNFT
BESCHRIEBEN.«

Ein Gespräch über Dokumente, Phantasie und Literatur

ACHIM ENGELBERG: Sie haben mit einundzwanzig Jahren im renommierten »Poesiealbum« debütiert, haben als Regisseur und Clown, als Darsteller und Intendant gearbeitet. Gab es eine Zeit, in der Sie etwas anderes als Künstler werden wollten? Ich frage auch, weil Sie eine akademische Abschlußarbeit über ein so anspruchsvolles Thema wie das »Passagenwerk« von Walter Benjamin verfaßt haben.

STEFFEN MENSCHING: Benjamin beschäftigte mich mit Ende zwanzig und ich bin immer noch nicht mit ihm fertig. Vor wenigen Tagen fiel mir meine Diplomarbeit in die Hände und ich staunte, daß ich damals, 1987, die »Lehre vom Ähnlichen« ins Zentrum meiner Fragen stellte, einen theoretischen Ansatz, über den ich heute wieder verstärkt nachdenke.

ENGELBERG: Da untersucht Benjamin eine Jahrtausende andauernde Entwicklung vom Lesen aus Eingeweiden oder den Sternen bis hin zur Schrift. Wie hat sich Ihre Sicht auf diese Lehre nach über drei Jahrzehnten verändert?

MENSCHING: Angesichts der Fetischisierung von Identitäten bekommt Benjamins Suche nach Ähnlichkeit – die manche als einen verschrobenen Tick abtun wollten – eine politische Dimension. Es ging ihm um das Herausarbeiten von Gemeinsinn, um die Überbrückung von Differenzen zur Herstellung ziviler Verhältnisse. Daher auch sein Interesse am mimetischen Vermögen – eine Begabung, die Ähnlichkeiten herzustellen versucht. Ich beobachte mit Sorge, daß solche Erfahrungen in der Gegenwart eher verhindert als befördert werden, unter anderem mit dem Verdikt kultureller Aneignung. Kindliches Spiel mit Indianerhauben kann als Legitimation von Kolonisation untersagt oder als Versuch respektiert werden, den Erfahrungsschatz durch Nachahmung zu bereichern und kritische Auseinandersetzung anzuregen. Auseinandersetzung setzt Interesse voraus. Interesse verlangt nach Nähe. Für die Künste wäre eine freiwillige Beschränkung des Erfahrungsraums fatal. Moderne Kunst ist kosmopolitisch, egal, ob sie fremde Erfahrungen aufgreift oder sich ihnen verweigert, stets setzt sie sich zu etwas in Beziehung. In

einer globalisierten Welt produziert niemand außerhalb des Kanons und des Bestehenden.

ENGELBERG: Wie verorten Sie sich in der Welt der Poesie?

MENSCHING: Nah am Boden. Die Dichtung, die mich prägte und die ich schreibe, ist nicht sprachexperimentell, sondern eher erzählend, mit klaren Bildern und lyrischen Vorgängen. Brecht ist ein Vorbild mit seinen Elementen der Neuen Sachlichkeit, weniger die Poeten mit kühnen Metaphern neuer Empfindlichkeiten. In der Weltpoesie interessieren mich Giuseppe Ungaretti und William Carlos Williams, Ernesto Cardenal und Jannis Ritsos, Czesław Miłosz oder Adam Zagajewski.

ENGELBERG: Träume tauchen nicht nur im Titelgedicht Ihres letzten Bandes auf, sondern sind auch in Ihrem jüngsten Roman präsent. Darüber hinaus haben Sie ein besonderes Buch herausgegeben: »In derselben Nacht. Das Traumbuch des Exils«. Wie kamen Sie zu dieser Beschäftigung mit dem weitgehend vergessenen Autor Rudolf Leonhard?

MENSCHING: Leonhard wurde von den Nazis ausgebürgert und in Frankreich zwischen 1939 und 1944 als feindlicher Ausländer im Lager Le Vernet und im Gefängnis Castres interniert. Zeitlebens notierte er Träume. Während der Internierung, ohne Alkohol und ohne – für den bekennenden Erotiker – die Möglichkeit zum Sex war er geradezu besessen von seinen Träumen, die er noch nachts notierte und später ausformulierte. Er sah das nicht nur als etwas Subjektives, sondern als ein Selbsterforschungsprojekt und eine Art Geschichtsschreibung. Er träumte fünf- bis sechsmal in einer Nacht, zuweilen sogar zehnmal. Man kann Träume auch initiieren. Was mich an seinem Manuskript interessierte, war die Fülle der Fälle, der Figuren und die Stilistik. Es tauchen Gestalten aus Leonhards Geburtsort Lissa auf (das heutige polnische Leszno), die gesamte Boheme der zwanziger Jahre, die Landschaft des Exils und ungeheure erotische Beschreibungen. Gerade letztere, die so detailliert und entblößend sind, legen nahe, daß er keine Selbstzensur anwandte. Er nahm seinen Stoff so ernst, daß er nie manipulierte. Er war, wie er selbst sagte, Stalinist und als Kommunist doktrinär, aber in seinem Traumbuch benennt er alle Zweifel, die in seinen Träumen vorkommen. So schreibt er am 22. Mai 1942: »Später kommt Münzenberg selbst, durch einen engen Korridor, in das Zimmer, wie in einen Hinterhalt; es soll mit ihm abgerechnet werden. Ich selbst habe eine Pistole bekommen, mit der ich ihn von seinem Eintritt an in Schach halte.« Zu diesem Zeitpunkt war der legendäre Verleger Willy Münzenberg schon tot, erhängt, aller Wahrscheinlichkeit nach kein Selbstmord. Nach der Parteilinie schwieg man darüber. Leonhard erzählte es – weil er es geträumt hatte. Diesen Widerspruch zwischen dem bewußten,

frisierten Parteidenken und dem libertären Träumen empfand ich als wunderbare Schizophrenie.

ENGELBERG: Als ich das Buch erhielt, war ich vom Umfang überrascht. Andere Traumbücher, die ich kenne, etwa von Wieland Herzfelde oder Heinar Kipphardt, umfassen vielleicht zweihundert, aber sicher keine fünfhundert Seiten.

MENSCHING: Dabei ist das nur eine Auswahl, etwa ein Viertel des gesamten Manuskripts. Leonhard schrieb – soweit ich weiß – die größte Traumsammlung eines einzelnen Menschen.

ENGELBERG: Warum konnten Sie 2001 – rund sechzig Jahre nach ihrer Entstehung – als erster diese Texte veröffentlichen?

MENSCHING: Ich war einfach der erste, der sie gründlich angesehen und sich in die Handschrift eingelesen hat. Zu DDR-Zeiten wären die Texte zu brisant gewesen, und zwar nicht einmal wegen der politischen Passagen. Als sozialistischer Autor schrieb man keine homo-, bi- und transsexuellen Träume auf. Maximilian Scheer, ein Freund Leonhards, publizierte 1955 wenige Auszüge, aber sie geben kein richtiges Bild von diesem aufregenden Material. In den neunziger Jahren interessierte sich kaum jemand für den Autor, meine Herausgabe änderte daran wenig. Soweit ich weiß, hat bislang kein Traumforscher dieses Material untersucht, es nach Traumstrukturen befragt.

ENGELBERG: Hier werden Träume zu Dokumenten. Nicht in allen Ihrer Bücher verwenden Sie Dokumente, aber sie sind eine Konstante, etwa in »Jacobs Leiter« von 2003. Literatur, die sich auf Dokumente stützt, behandelt oft Traumata, etwa bei Karl Kraus in seinem als Reaktion auf den Ersten Weltkrieg entstandenen, monumentalen Stück »Die letzten Tage der Menschheit«. Kraus wiederum taucht in »Schermanns Augen« (2018) auf, ein Werk, das die Desaster von Nazidiktatur und Stalinismus darstellt und als Ihr bisheriges Hauptwerk gilt. Warum sind Ihnen Dokumente so wichtig?

MENSCHING: Bei mir sind die Grenzen zwischen Dokumenten, realen Personen und erfundenen Situationen fließend. Dokumentengestützte Informationen regen mich oft stärker an als das rein Erfundene, aber ich versuche, sie mit meinen Erfahrungen und Ausschmückungen zu verbinden. Hier spielen auch Träume wieder eine Rolle. Im Traum gibt es den Abdruck der Erinnerungen, die wir reflektieren, als etwas Dokumentarisches. Aber er verbindet es mit dem Phantastischen, dem Fiktionalen. Das versuche ich mehr oder weniger auch in meiner Prosa. Bei der Arbeit an »Schermanns Augen« habe ich viele autobiographische Zeugnisse gelesen. Von Solschenytsin kannte ich den »Archipel Gulag«, aber während des Schreibens habe ich mir bewußt keine anderen Klassiker der Gulagliteratur wie Warlam Schalamow angeschaut, der damals in Deutschland entdeckt wurde. Ich wollte keine direkte Beeinflussung. Dafür habe

ich viel deutsche, aber auch polnische Erinnerungsliteratur gelesen. Letztere gibt es in großer Fülle auf englisch, weil sich viele polnische Soldaten, die für die Briten gekämpft haben, in England oder Kanada niederließen und dort ihre Lebenserinnerungen schrieben. Die polnischen Militärs, die nicht in Katyn oder anderswo umgebracht worden sind, wurden ja – so muß man es zynisch sagen – 1941 befreit, und viele gingen über Persien zum britischen Militär. Aus diesen Erinnerungsbüchern entnahm ich Episoden oder Details. Zukünftige Literaturwissenschaftler könnten dann herausfinden, wo ich etwas geklaut habe. Aber ich habe das Material stark verfremdet. Das gehört sich einfach, daß man etwas nicht komplett übernimmt, sondern sich nur anregen läßt. Wenn man richtig recherchiert, erfährt man von Geschichten, auf die man sonst nie gestoßen wäre. Ein Beispiel: Der Graphologe Rafael Schermann, berühmt in ganz Europa und den USA, reiste 1923 nach Amerika. Das wußte ich, das konnte man in einschlägigen Zeitungen wie der New York Times oder der Chicago Tribune nachlesen. Im Archiv der Manhattan vorgelagerten Migrationsinsel Ellis Island kann man sämtliche Passagierlisten einsehen. Obwohl ich wußte, daß Schermann erster Klasse reiste, guckte ich mir auch die Liste für die zweite Klasse an und fand dort viele russische Namen, alle mit Wohnort Moskau. Einige Namen wie Olga Kniper kannte ich und entdeckte so, daß das Moskauer Künstlertheater mit Stanislawski auf dem Schiff war. Das war ein wunderbarer Tag für mich, das hätte ich mir kaum ausdenken können. Wahrscheinlich sind sich Schermann und Stanislawski gar nicht begegnet. Das Wunderbare bei dokumentargestützten Informationen ist aber, daß es geschehen sein könnte. Ein Möglichkeitsraum wird geöffnet. Einer meiner Favoriten, der jüdisch-amerikanische Schriftsteller E. L. Doctorow, der in »Ragtime« über die Anarchistenbewegung geschrieben hat, arbeitete immer nach diesem Prinzip. Seine Bücher sind faktengestützt und dennoch phantastische Odysseen.

ENGELBERG: Die Szenen zwischen Schermann und Stanislawski unterbrechen die apokalyptische Verhörsituation und wirken wie die Narrenszene vor dem Königsmord in Macbeth. Es ist kaum erwähnt worden, daß der Roman »Schermanns Augen«, der im Gulag, an einem Grausamkeitspol der Weltgeschichte spielt, zahlreiche lustige Szenen enthält. Eine fiktive Gestalt, der deutsche Kommunist Otto Haferkorn, begegnet dort historisch verbürgten Personen. Wie kam diese Figur zu Ihnen?

MENSCHING: Ich wollte über den Graphologen und Hellseher Rafael Schermann schreiben. Als prominenter Jude mußte er nach 1933 aus Deutschland emigrieren. Als ich erfuhr, daß er nach Polen gegangen war, ahnte ich, daß er 1939 in große Schwierigkeiten gekommen sein mußte. Entweder war er im Holocaust umgekommen oder weiter geflohen. Dann fand ich in New York einen Hinweis,

daß er zuletzt 1942 in Sibirien gesehen und wohl in ein Lager im Hohen Norden deportiert worden war. Nun stellte ich ihm, auch um die Sprachbarriere zu überwinden, einen jungen deutschen Kommunisten an die Seite. Diese Erfindung ermöglichte es mir, Material zu benutzen, das ich fünfundzwanzig Jahre zuvor über Maria Osten recherchiert hatte. Mit Haferkorn konnte ich Schermann zu seinen metaphysischen Spleens und seinen angeblich vollbrachten Wundern befragen. Außerdem paßte die Konstellation jung und alt in eine solche Konfliktsituation. Es war ein Kammerspielambiente.

ENGELBERG: Sie haben bei der Premiere des Nachfolgebuchs »Hausers Ausflug« erzählt, daß Sie beinahe mit einem Kebabverkäufer in dessen Geburtsort gefahren wären, was Corona verhindert hat. Besuchten Sie für »Schermanns Augen« ehemalige Lagerorte? Oder ins Allgemeine gewendet: Wie wichtig sind historische Orte, die sich oft stark verändert haben?

MENSCHING: Eine atmosphärische Kenntnis bestimmter Orte kann die Lust am Fabulieren verstärken. Manchmal verführt sie einen auch zu Abschweifungen, die den Fluß der Handlung bremsen. Bei der Beschreibung von Moskau war es für mich von Vorteil, die Stadt in Ansätzen zu kennen, ihr Licht, ihren Geruch, die schwüle Sommerhitze und die trockene Kälte im Winter. Um Kotlas zu entwerfen, war ich auf Berichte angewiesen und mußte diese mit Phantasie anreichern. Aber um Ihre Frage zu beantworten: Nein, ich habe keine ehemaligen Lager in Rußland besucht, habe mir aber für Artek 2, das fiktive Lager des Romans, eine Skizze entworfen, die immer konkreter und bunter wurde, auch die Krankenstation und das Verhörzimmer bekamen eine detaillierte Möblierung.

ENGELBERG: Bei Peter Weiss, aber auch bei anderen, die auf der Grundlage von Dokumenten arbeiten, gibt es oft einen mythologischen Bezug. Diesen sehen viele Rezensenten auch bei Ihnen. Ihr Freund Wenzel, mit dem Sie in den achtziger Jahren als Clownsduo bekannt wurden, vergleicht das Paar Schermann und Haferkorn mit Dante und Vergil in der »Göttlichen Komödie«. Er schreibt, »Schermanns Augen« sei keine *Divina Commedia*, aber eine *Commedia Profana*. Weitere Bezüge sieht er zu »Tausendundeiner Nacht«.

MENSCHING: Wenn es Bezüge gibt, so entstehen sie eher unbewußt. Ich bin kein Konzeptionalist. Menschen verhalten sich in bestimmten Gefährdungslagen ähnlich, über die Zeiten und Anlässe hinweg, dadurch wirken gewisse Reaktionen nahezu archaisch, auch wenn sie sich auf eine aktuelle Bedrohung beziehen.

ENGELBERG: In etlichen Ihrer Bücher gibt es Zeitzeugen, etwa eine der Sekretärinnen Oskar Schindlers. Suchen Sie diese wie Dokumente? Welche Rolle nehmen sie für Sie ein?

MENSCHING: Daß ich Hilde Olsen, geborene Berger, kennenlernte, gehört zu den Geschenken meines Aufenthalts 1998 in New York. Wir waren uns auf Anhieb

sympathisch, zwei Berliner Kinder, eins 1916 geboren, eines 1958. Daß sie in Nazideutschland als Trotzkin drei Jahre im Gefängnis saß, in der Karpathen Öl AG unter dem Direktor Berthold Beitz als Sklavenarbeiterin tätig gewesen war, die Schindler-Liste tippte, auf diese Weise Auschwitz überlebte, erfuhr ich erst später. Es brauchte einige Zeit, Vertrauen und Überredungskunst, um sie zu ermuntern, mir ihre Geschichte zu erzählen. Ich habe dann in diversen Archiven ein paar hundert Seiten Gerichtsprotokolle für sie kopiert, Briefe ihres Mannes, ihres Bruders, ihrer Mutter, die alle von den Nazis umgebracht wurden. Ich glaube, sie hat diese Dokumente niemals geöffnet. Sie wollte dem Schmerz keine neue Nahrung geben. Sie war eine resolute, selbstbewußte und trotzdem bescheidene Frau. Ihre besten Freunde in New York erfuhren ihre Lebensgeschichte erst, als Spielbergs Film in den Kinos lief und diskutiert wurde. Da sagte sie irgendwann: »Ich kenne diese Geschichte, diese Episode stimmt, das ist Legende, hier wird Schindler heroisiert usw.«

ENGELBERG: Es gab in den letzten beiden Jahrzehnten Auseinandersetzungen darüber, wer was und wie erzählen und was womit verglichen werden dürfe. Claude Lanzmann, der mit »Shoah« ein monumentales und beeindruckendes Werk der Filmgeschichte schuf, lehnte nahezu jegliche Fiktion bei der Darstellung des Mordes an den europäischen Juden ab. Der nicht weniger beeindruckende Jorge Semprún vertrat eine Gegenposition. Er glaubte, daß viele nachgeborene Romaniers authentischer als die Zeitzeugen schrieben, weil sich in ihren Werken verschiedene, sich überlagernde Erlebnisberichte verflochten. Ohne Fiktion gab es für ihn keine Tradition. Gleichzeitig verband er die Verbrechen des Stalinismus mit denen der Nazis, ohne sie einander gleichzusetzen. Letztere Position deckt sich stark mit Ihrem Herangehen bei »Schermanns Augen«, wo Shoah und Archipel Gulag miteinander verknüpft werden. Ohne die Judenverfolgung der Nazis wäre Schermann niemals in den Osten geflohen. Haben Sie diese Diskussionen verfolgt, sich möglicherweise beteiligt, oder waren sie nur Begleitumstände?

MENSCHING: Ich nehme Theorie ernst, habe ja kulturwissenschaftliche Ambitionen, aber im Schreibprozeß vergesse ich sie, da bestimmt das Material den Gang der Geschichte. Sobald man fiktional über eine Person der Zeitgeschichte schreibt, gerät man in ein kompliziertes Kraftfeld. Auf der einen Seite steht der Zwang der Erfindung, denn man will ja kein Sachbuch, keine Biographie verfassen, zum anderen gibt es die moralische Verpflichtung, der Person, über die man schreibt, mit Respekt zu begegnen. Wäre ich in dem amerikanischen Lexikon nicht auf die Anmerkung gestoßen: »Schermann wurde zuletzt in Sibirien gesehen«, hätte ich ihn nicht in polnischen Deportationslisten gesucht, ihn niemals auf die Reise nach Fediakowo geschickt. Die Erfindung brauchte – zumindest für mich – das Votum: Es war im Bereich des Möglichen.

ENGELBERG: Über die deutsche Schriftstellerin Maria Osten, die Sie schon erwähnten, aber auch über die Jugendbuchautorin Ruth Rewald und über Olga Benario-Prestes schrieb Robert Cohen sein Epochenbuch »Exil der frechen Frauen«. Ihm ist »Schermanns Augen« gewidmet. Sowie den drei mittlerweile verstorbenen Frauen Lily Ruth Hull, Silvia Schlenstedt und Simone Barck. Wer sind diese Personen?

MENSCHING: Silvia Schlenstedt war eine leidenschaftliche Literaturhistorikerin, die viel über Emigration und Exil gearbeitet hat. Ich war mit ihr und ihrem Mann Dieter, einem brillanten Kopf und Theoretiker, eng befreundet. Ohne die Gespräche mit ihnen wären Wenzel und ich andere Autoren und Menschen geworden, ärmere, glaube ich. Simone Barck kam auch aus dem Bereich der Exilforschung, sie stellte mir nach der Wende Aufzeichnungen über Maria Osten zur Verfügung, die sie bei Studien in sowjetischen Archiven hatte machen können. Lily Hull, geborene Waldapfel, war eine wunderbare Freundin, gebürtige Wienerin, die ab 1939 in den USA lebte. Ich habe ihr viel zu verdanken, großzügigste Aufnahme in ihrem Haus in New Jersey, das mir ein zweites Zuhause wurde, Freundschaft, Ratschläge, Unterstützung und Herzenswärme. Sie erzählte mir irgendwann, daß ihre Mutter um 1925 zu Schermann gegangen sei, um dem Wundermann ihre, Lilys, erste Handschriften zu zeigen. Die Mutter machte sich Sorgen um die Psyche der Sechsjährigen und wollte eine Expertise vom Psychographologen. Ich fragte, was der Hellseher in ihrer Schrift entdeckt habe? Daß ich den Männern eines Tages – eines sehr frühen Tages – einige Aufmerksamkeit entlocken würde, sagte die fast Neunzjährige und lächelte verschmitzt.

ENGELBERG: Die Schlenstedts arbeiteten nach 1989 vor allem als Herausgeber, Silvia für die Werke von Anna Seghers, Dieter für die von Egon Erwin Kisch. Beide publizierten bis 1989 regelmäßig in Sinn und Form. Ähnliches erlebte ich bei dem Exilforscher Werner Mittenzwei, der nur noch einmal, 1992, einen Aufsatz in der Akademie-Zeitschrift veröffentlichte. Als ich ihn danach fragte, meinte er, daß die Wirkung sich entscheidend verändert habe. Helmut Damerius, der im sowjetischen Exil in den Gulag und anschließend in die Verbannung kam, übergab Werner Mittenzwei seine Memoiren. In keiner anderen Zeitschrift als in Sinn und Form hätte Mittenzwei dieses Schicksal bekanntmachen können. Das eigentliche Buch konnte erst 1990 erscheinen, ging dann in den Wirren der zweiten deutschen Einheit nahezu unter, der Sinn-und-Form-Aufsatz von 1987 hatte eine stärkere Wirkung. Hat das »Schweigen« der Schlenstedts auch mit den Abwicklungen zu tun?

MENSCHING: Silvia und Dieter Schlenstedt waren 1991 aus ihrem vertrauten Forschungsverband entlassen worden. Das Institut für Literaturgeschichte an der Akademie der Wissenschaften wurde abgewickelt. Die Exilforschung der DDR

genoß in der neuen Bundesrepublik – das muß man so klar formulieren – eher geringe gesellschaftliche Anerkennung. Ihre Leistungen wurden weitgehend ignoriert, es gab wie auf allen anderen Gebieten wenig Differenzierung. Dafür gab es ideologische Gründe, man hatte in der DDR die kommunistische Emigration stärker beachtet als die bürgerliche, hatte »blinde Flecken« und Einseitigkeiten zugelassen, deswegen wurde sie pauschal abgewertet. Wer eine Ostbiographie hatte, mußte zudem seine demokratische Legitimation beweisen. Die Schlenstedts waren zu einem solchen Kotau nicht bereit. Silvia hat weiter über Leben und Werk vor allem jüdischer Autorinnen geforscht, Dieter war mit der Herausgabe des Historisch-kritischen Wörterbuchs des Marxismus beschäftigt und hat als Präsident des Ost-PEN viel für eine respektvolle Vereinigung der beiden deutschen Zentren geleistet. Ich erinnere mich, daß er mir irgendwann von seinem Plan erzählte, eine DDR-Literaturgeschichte zu schreiben, als einen Essay, der Analyse und autobiographischen Lektürebericht verbinden sollte. Leider hat er dieses Projekt nicht verwirklicht.

ENGELBERG: Ein häufiger Vergleich mit »Schermanns Augen« ist der mit »Die Ästhetik des Widerstands« von Peter Weiss. Wie ist Ihre Verbindung zu diesem Werk?

MENSCHING: Ich war glücklich, damals ein Exemplar ergattert zu haben, über gute Beziehungen zum »Volksbuchhandel«. Der Roman war für mich und viele meiner Freunde eine ungeheure Ermunterung, ästhetisch, politisch, historisch. Was ich an Peter Weiss besonders bewundere, war seine Entscheidung, sich konsequent zwischen alle Stühle zu setzen, ihm mußte ja klar sein, daß sein Roman auf taube oder durch Vorurteile verstopfte Ohren stoßen würde. Gut, er würde für die literarische Leistung Anerkennung einheimen, aber die Intention des Werkes würde im Osten wie Westen nicht zur Wirkung kommen. Trotzdem hat er in der Substanz keine Kompromisse gemacht. Eine solche Radikalität wäre heute verstärkt nötig, wir haben nicht mehr viel Zeit. Was mich an vielen Radikalen (auf politischem wie ästhetischem Gebiet) ungeheuer langweilt, ist der Glaube an die eigene Bedeutung und der damit verbundene Mangel an Selbstironie. Mit abgehobenem Messianismus ist kein Blumentopf mehr zu gewinnen.

ENGELBERG: John Berger war der Überzeugung, daß jeder wirkliche Künstler eine Tradition erneuert, zu der er gehört. Gibt es bei Ihnen diese Arbeit mit und an der Tradition?

MENSCHING: Das sollten eigentlich andere beantworten, die zu mir und meinen Texten größeren Abstand haben. Eine Chronik, sagte Goethe, schreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig ist. Insofern bestimmte meine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit oder toten Dichterinnen und Dichtern nie ein museales Interesse, sondern immer ein aktuelles Defizit, das ich so zu füllen suchte.

Es war nie eine Pflicht, etwas Äußerliches, sondern immer ein Vergnügen, eine Freundschaftssuche.

ENGELBERG: Als Sie 2022 den Berliner Literaturpreis mit besonderer Erwähnung von »Schermanns Augen« erhielten, war Ihre Reaktion auf den russischen Angriff auf die Ukraine: »Ich dachte, ich hätte Vergangenheit rekonstruiert, aber ich habe Zukunft beschrieben.« Welche Parallelen sehen Sie?

MENSCHING: Es gab frappierende Ähnlichkeiten und Korrespondenzen. Von den überfüllten Zügen mit Menschen auf der Flucht bis zu den Granatenangriffen. In Lemberg/Lwiw stieg damals wie heute die Bevölkerungszahl aufgrund der Ankommenden. Gespenstisch gleich ist, wie die Sowjets durch das Geheimabkommen mit Deutschland Lemberg ab September 1939 in die Sowjetunion eingliederten und wie Rußland mit besetzten Gebieten wie der Krim verfährt: sofort werden der Rubel und russisches Recht eingeführt. In Lemberg wurde 1939 Moskauer Zeit eingeführt, was katastrophale Folgen hatte. So mußten viele um sechs Uhr zur Arbeit aufstehen, aber es war eigentlich erst um vier. Es werden gezinkte demokratische Wahlen mit festgelegten Kandidaten durchgeführt. Wer keine Arbeit hat, bekommt keinen Wohnsitz. Im Prozedere gibt es viele Ähnlichkeiten. Mein Buch beginnt 1940: Der Spanische Bürgerkrieg ist verloren. Die Tschechische Republik wird nach dem Münchener Abkommen filetiert. Das war wie die Annexion der Krim. Das Sudetenland ist wie Donezk. Die Westmächte reagieren nicht oder zu schwach. Als Polen angegriffen wird, erklären sie den Krieg, aber kämpfen nicht. Die Engländer tun wenig, die Franzosen nichts. Spanien war wie die Ukraine heute auch keine konsolidierte Demokratie, aber es gab ein gewähltes Parlament.

Wer die ideologische Konzeption der Sowjetunion in den dreißiger Jahren bis zum Überfall Deutschlands 1941 betrachtet, vom Spanienkrieg über das Münchener Abkommen bis zur Infiltration der kommunistischen Bewegung, sieht: Sie ist getragen vom Haß auf das demokratische westliche System. Das findet man auch heute wieder. Frankreich und Großbritannien waren schlimmere Feinde als Nazideutschland. Diese Parallele ist in ihrer antizivilisatorischen Ausrichtung erschreckend. Über die Defizite des westlichen Demokratiemodells kann man gleichwohl lange streiten und genug kritische Punkte benennen. Vor einigen Jahren drohten die USA in die Despotie abzurutschen.

ENGELBERG: Ausgeschlossen ist das immer noch nicht.

MENSCHING: Obwohl ich die NATO-Osterweiterung für einen Fehler halte, sind wir durch den Krieg in der Ukraine in eine schreckliche Lage gekommen. Ich rate zur Vorsicht. In Ihrem Gulag-Film »Gefangen in der Hungersteppe« sagt der Zeitzeuge Arthur Hörmann: »Es gab nur eine Wahrheit.« Aber die Situation ist zu komplex für scharfe Trennlinien. Man merkt es selbst im eigenen

Freundeskreis, es gibt viele Differenzen. Wir müssen lernen, einem Menschen mit anderen Meinungen nicht zu unterstellen, er wolle keine Lösung finden. Zu schnell ist er dann ein Idiot, ein Militarist, ein blinder Pazifist. Die Corona-Pandemie war eine Zeit eindeutiger Zuweisungen und erinnerte mich zuweilen an bestimmte Diskussionen in der DDR. Möglicherweise durch meine Arbeit an »Schermanns Augen« bin ich vorsichtig geworden. Mein Titelheld ist ein bürgerlicher Relativist, da kann man zuhören und sich mit ihm streiten. Gravierend aber ist für mich der Unterschied, daß wir es heute mit einer Atommacht zu tun haben. Das macht viele Vorschläge von gestern, internationale Streitkräfte oder Brigaden, fragwürdig. Im Spanischen Bürgerkrieg hatte man erwartet, daß Frankreich Panzer liefert, was nicht geschah. Heute ist die Lieferung schwerer Waffen an die Ukraine eine Gratwanderung.

ENGELBERG: Eine alte Debatte, die durch den Krieg neu auflebt, ist die über Mitteleuropa, eine Region, die nach dem Ende des Habsburgerreichs schwer gebeutelt wurde. Manche Texte etwa von Milan Kundera aus den achtziger Jahren wirken in diesem Zusammenhang ungemein aktuell. Auch der Roman »Pentateuch oder Die fünf Bücher Isaaks« von Angel Wagenstein, über den ich Ihren Komplizen und Freund Wenzel kennenlernte. »Schermanns Augen« kann man auch als Mitteleuropa-Roman lesen. Interessiert Sie diese Debatte oder ist sie wie der von Wenzel beobachtete Bezug zu Dante nur hineingeraten?

MENSCHING: Schermann wurde in Krakau geboren, in Wien ausgebildet, er lebte in Berlin und Paris und tourte als Wundermann und Hellseher durch die europäischen Hauptstädte. Seine Lebensreise berührte die Boheme und kulturelle Avantgarde, er traf Oskar Kokoschka, Adolf Loos, Yvan Goll, Else Lasker-Schüler, Hans Natonek, Wilhelm Stekel, Walter Benjamin und Sergej Eisenstein. Die Intellektuellen standen in engem Austausch, nahmen andere Perspektiven und Experimente zur Kenntnis. Die k.u.k. Monarchie war ja ein ambivalentes Unternehmen, einerseits unterdrückte sie die nationale Selbständigkeit, gleichzeitig schuf sie zivilisatorische Brücken von Lemberg bis Ragusa/Dubrovnik, ja bis Cattaro/Kotor.

ENGELBERG: Der Ausdruck »Zeitenwende« mit seinem philosophischen Resonanzraum einer nichtlinearen Geschichte macht die Runde. Bestimmt gibt es große Teile der Erde, die am 24. Februar 2022 nicht in einer anderen Welt aufgewacht sind. Der Hunger, der »Weltkrieg in Stücken« (Papst Franziskus) tobt weiter. Als schon einmal von einer »Wende« gesprochen wurde, 1989/90, inszenierte Heiner Müller im Deutschen Theater »Hamlet« und sagte seinem Freund Alexander Kluge, daß er eine vergleichbare Shakespeare-Inszenierung in der Bundesrepublik für sinnlos halte. Aus den folgenden Jahren bis zu seinem frühen Tod 1995 gab es mehrere Äußerungen über die Sättigtheit des Westens.

Bedeutet »Zeitenwende« für die Künste heute, daß die großen Stoffe wieder auf der Straße liegen? Daß das Bewußtsein für Tragik, für Geschichte wächst, daß Sie als Intendant des Theaters Rudolstadt oder als Autor darauf aufbauen können?

MENSCHING: Ich bin da skeptisch. Die großen Stoffe haben ja im Grunde nie aufgehört zu funktionieren. Der Hintergrund dieser Wirksamkeit ist ein trauriger Fatalismus. Die Menschheit, die sich so viel auf ihren Fortschritt einbildet, kommt im Grunde nicht von der Stelle, fällt immer wieder in alte, brutale, apokalyptische Muster zurück. Der Krieg in der Ukraine ist dafür ein erschreckendes Beispiel. Daß die alten Tragödien heute noch funktionieren, wissen viele. Ich glaube, es besteht vielmehr ein Bedürfnis, aus dem Teufelskreis dieser Erzählungen auszubrechen, neue Perspektiven zu entwickeln, die eigene Situation aus der heutigen Misere heraus geschildert zu bekommen.

ENGELBERG: In Ihrem Programm »Der Abschied der Matrosen vom Kommunismus« sangen Sie mit Wenzel: »Sie werden kommen«. Das war 1992, eine Asyldebatte »tobte« mehr, als daß sie geführt wurde, es gab Anschläge und Pogrome, das Mittelmeer war wie heute die gefährlichste Grenze der Welt. Wie sehen Sie heute die widersprüchlichen Entwicklungen in einer Welt, in der über hundert Millionen Menschen auf der Flucht sind? Ähneln die Verbesserungen, etwa im Staatsbürgerrecht, dem von Karl Kraus beschriebenen verzweifelden Entschluß, an einem Krebskranken eine Hühneraugenoperation vorzunehmen?

MENSCHING: Man kann es so sehen: Die Verteidigung des Asylrechts ist trotzdem absolut notwendig, nicht nur für die schutzsuchenden Flüchtlinge, auch für die deutsche Zivilgesellschaft. Klar ist, daß die kommenden Migrationsbewegungen nicht mit logistischen Taschenspielertricks aufzufangen sein werden. Wir stehen heute in vielen Bereichen (Aufrüstung, Energie, Ökologie, Migration) vor Grundsatzentscheidungen. Eigentlich ist der Mehrheit längst klar, daß dahinter die Systemfrage lauert.

ENGELBERG: Nun sind Sie mit Ihrem aktuellen Roman »Hausers Ausflug« zum Thema Asyl und Abschiebung zurückgekehrt. Während die Flüchtlinge aus der Ukraine aufgenommen werden, werden die aus Weltgegenden, in die Häuser wider Willen deportiert wird, abgedrängt. Zeigt sich in diesem offensichtlichen Widerspruch, durch den täglich Menschen sterben, daß wir eine neue kulturelle Ordnung brauchen, um auf die zunehmende Zahl von Migranten und Fliehenden zu reagieren?

MENSCHING: Kultur ist nach Wilhelm Stekel – ich zitiere das in »Schermanns Augen« – gut funktionierende Hemmung. Es ist also ein Mittel, bestimmte Konflikte zu isolieren, zu begrenzen, in zivilisierte Bahnen zu lenken, ohne daß der Grund des Konflikts angefaßt wird. Wir investieren in die Feuerwehr, bekämpfen aber nicht die Brandursachen.

ENGELBERG: Da Sie reflektieren, wann Sie auf dokumentengestützte Informationen zurückgreifen und wann Sie in die Fiktion ausweichen: Warum haben Sie den Roman, in dem auch der Krieg um die Ukraine auftaucht, genau zehn Jahre nach dem Terrorakt von Hanau, also 2030, angesiedelt und nicht in einer unbestimmten nahen Zukunft?

MENSCHING: Es war an einem bestimmten Punkt nötig, mit konkreten Daten zu operieren, denn im Bereich von Flucht und Asyl sind Daten der Einreise, der Aufenthaltsdauer absolut entscheidend. Die Geschichte spielt ja in einer konkreten Zeit, nicht im luftleeren Raum. Auch Orwell brauchte eine Jahreszahl: 1984. Mir war wichtig, daß der Text in naher Zukunft spielt, also quasi übermorgen. Als ich mich für 2029/2030 entschied, wußte ich noch nicht, daß Hanau eine Schlüsselrolle im Roman erhalten würde. Dort, im Ortsteil Kesselstadt, habe ich natürlich auch recherchiert.

ENGELBERG: Kurz vor Erscheinen des Buchs erklärten die potentiellen Nachfolger des britischen Premierministers Boris Johnson, dessen Vorhaben umzusetzen, Asylsuchende in Auffanglager nach Ruanda auszufliegen. Dort sollen auch die Asylverfahren stattfinden, und selbst bei positivem Bescheid sollen Flüchtlinge in diesem afrikanischen Land bleiben, das von Großbritannien dafür bezahlt wird. Gab es vergleichbare Vorhaben, die Sie für Ihren Roman inspirierten?

MENSCHING: Ich war mit dem Text fertig, als ich die Nachricht hörte, Dänemark wolle im Kosovo Gefängnisse anmieten, um dort abgelehnte Asylbewerber unterzubringen. Dann kam die britische Idee mit Ruanda. Obwohl die Verwirklichung beider Pläne erst einmal juristisch verhindert wurde, werden es nicht die letzten zynischen Versuche gewesen sein, die Probleme, also die Menschen, auszulagern. Übrigens wurde »Hausers Ausflug« auch von neurechten Ideologen zur Kenntnis genommen. In einer Veranstaltung des Instituts für Staatspolitik teilten die Dresdner Buchhändlerin Susanne Dagen und Ellen Kositzka, die Partnerin von Antaios-Verleger Götz Kubitschek, ihre Lektüreindrücke mit. Als Dagen den Zuschauern die Handlung referierte und erwähnte, abgewiesene Asylanten würden in Boxen über ihren Heimatländern abgeworfen, reagierte das Publikum mit Beifall. »Freuen Sie sich nicht zu früh!« bremste Dagen die Euphorie, um sodann den Roman zu zerpfücken und mich als Apologeten des Systems zu zeichnen. An meinem Buch störte sie nicht die Tat, sondern die kritische bis ironische Darstellung des Täters, seine Reflexion und seine mögliche Wandlung. Getroffene Hunde bellen. Es gibt Kritiken, die mich ärgern, diese hat mich ermuntert.

ENGELBERG: Den Rat von Tschchow nehmen Sie an: »Entfernen Sie alles, was für die Geschichte nicht relevant ist. Wenn Sie im ersten Kapitel sagen, daß ein Gewehr an der Wand hängt, muß es im zweiten oder dritten Kapitel unbedingt

losgehen.« Sind Ihnen die Avantgarden, die am Anfang des 20. Jahrhunderts Wege ins Offene wiesen, die den Kreis der Kenner erweitern wollten, fremd geworden, zu dekorativ, zu sehr verbunden mit den Reichen und manchmal auch Schönen? In Ihrem letzten Lyrikband sprechen Sie unter anderem vom »seriellen Kitsch der Moderne«.

MENSCHING: Formale Fragen haben mich nie in erster Linie interessiert. Ich verfuhr beim Schreiben immer nach dem bescheidenen Grundsatz: so einfach wie möglich, so kompliziert wie nötig. Ich weiß, daß mir dies auf dem lyrischen Feld wenig Ehre eingebracht hat, denn gerade in diesem Genre gilt Schlichtheit eher als Makel denn als Tugend. Um als Lyriker anerkannt zu werden, sollte man sich schon mit der Aura des Hermetischen umgeben. Die wenigen Kritiker, die sich mit solcher Materie abgeben, brauchen Gegenstände, an denen sie beweisen können, daß sie dekonstruieren können. Gedichte, die sich selbst erklären, haben schlechte Karten.

ENGELBERG: In einer Schlüsselszene erfindet sich Hauser eine Familie, von dieser träumt er später. Kann man »Hausers Ausflug« auch als Traum lesen, ähnlich wie das Titelgedicht des Bandes »In der Brandung des Traums«, in dem es am Ende heißt: »um schreiend zu erwachen und nach dem Wesen zu / tasten, das neben Dir liegt«?

MENSCHING: Eine gute Frage. In der Tat, ich habe eine gewisse Zeit darüber nachgedacht, Hauser am Ende erwachen zu lassen. Das Ganze erinnert nicht von ungefähr an einen Alptraum.

ENGELBERG: Bei aller weltpolitischen Zeitenwende gibt es gerade eine Welle der Auseinandersetzung mit der DDR – in Filmen, in Büchern, in Ausstellungen, auf Konferenzen. Sie waren wie andere Künstler in der DDR ein deutscher Dichter und Clown, im vereinten Deutschland sind Sie ein Ostdeutscher. In gewisser Weise werden die Ostdeutschen zur Ethnie. Was bringt diese Sprache an den Tag?

MENSCHING: Ich bin an dieser Stelle nicht empfindlich. Staatsbürgerliche Auf- oder Abwertung spielt für mich keine Rolle, solange sie nicht meine Rede- und Bewegungsfreiheit berührt. Ich bin in Ostberlin geboren, dort aufgewachsen, habe die Mauer stehen, wachsen und fallen sehen. Diese Prägung werde ich nie los. Ist das ein Makel oder eher eine Erfahrung, um die man mich beneiden könnte?

ENGELBERG: Der Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Hans Mayer, der 1963 von einer Westreise nicht in die DDR zurückkehrte, vertrat 1991 die These, daß die DDR für lange Zeit eine deutsche Wunde bleiben würde. Sollte die Unterscheidung zwischen ostdeutschen und deutschen Künstlern als ein Beleg für diese These gedeutet werden?

MENSCHING: Nur bedingt. Mayers Bemerkung zielt meines Erachtens in eine andere Richtung. Für ihn war die DDR eine Wunde, weil mit ihr der Versuch einer gesellschaftlichen Alternative zum Kapitalismus scheiterte. Die Unterscheidung von deutschen und ostdeutschen Künstlern zeigt nur, wie hartnäckig man im Westen an überholten Denkmustern festhält.

ENGELBERG: Seit 2008 sind Sie Intendant im traditionsreichen Theater Rudolstadt, das Ende des 18. Jahrhunderts schon von Goethes Schauspielgruppe bespielt wurde. Hat sich Ihr Schreiben durch diese Intendanz verändert? Gibt es Wechselbeziehungen?

MENSCHING: Eigentlich war ich nie ein freier Schriftsteller, also jemand, für den das literarische Schreiben die einzige und eigentliche Arbeit ist. Früher, als wir als Clowns durch die Lande zogen, war ich über Wochen und Monate mit Proben und Auftritten beschäftigt, jetzt gibt es Phasen, da ist an Literatur nicht zu denken, weil mich der Betrieb völlig okkupiert. Vergils schöne Forderung »Nulla dies sine linea« erfülle ich nur ungenügend. Allerdings zwingt mir das Amt eine strenge und mitunter eintönige Regelmäßigkeit auf. Die Kleinstadt befördert Konzentration. In der Literatur suche ich das, was mir die Bühnenarbeit nicht bieten kann. Ich brauche ein intellektuelles Gegenfeld, um mich geistig aufzuladen, anzuregen, abzulenken, um nicht im Kleinklein der alltäglichen Praxis zu ermüden.

ENGELBERG: In einer Selbstauskunft von Ihnen heißt es: »Es wäre mir lieb, man vergleicht meine Tätigkeit mit der Arbeit in einem Bergwerk, einem emsigen Graben nach dem, was gewesen ist, was sich ablagerte, was es zu retten gilt.« Hat diese Gedächtnisfunktion von Literatur in einer Zeit, wo uns der Krieg in der Ukraine dem Katastrophenzeitalter des 20. Jahrhunderts näherrückt, einen stärkeren oder einen schwächeren Sinn?

MENSCHING: Die permanente Krise zwingt uns zu eingreifendem Handeln, zum andauernden Reagieren, insofern rückt die Reflexion in den Hintergrund. Wir müssen trotzdem auf unser kollektives Gedächtnis vertrauen und es wachhalten, weil es ein wichtiges Instrument ist, das Gemeinsinn stiftet. Ohne eine solche Verbindung werden wir in den kommenden Kämpfen schwächer und verletzbarer sein. Die Verteidigung der Demokratie braucht nicht nur mutige, sondern auch kluge, erfahrene Menschen.